

Fotos: Maxim Danyuk für DIE ZEIT



Im Sommer 1986 kehrte Maria Urupa heim ins Sperrgebiet rund um den Katastrophen-Reaktor (oben). Verlassene Häuser werden überwuchert, Schilder warnen vor Radioaktivität

30 Jahre Todeszone

Am 26. April 1986 explodierte Reaktorblock 4 von Tschernobyl. Die Bewohner des Katastrophengebiets wurden evakuiert und umgesiedelt. Einige kehrten heimlich zurück in die Sperrzone. Sie leben dort bis heute.

Zufrieden **VON CLAUD HECKING**
UND **TETIANA IHNATENKO**

Die Pilze waren unwiderstehlich. Stundenlang hatten sich Maria und ihr Mann Michailo im Schutz der Nacht durch die verbotene Zone geschlagen. Über Wälder, Bäche und wild wuchernde Äcker, in weitem Bogen um die Soldaten, die alle Zufahrten zum Reaktor von Tschernobyl abriegelten. Und als sie endlich nach Hause kamen in ihre Bauernkate, war das Gemüse im Garten schwarz, wie verbrannt. Dafür sprossen rund um das entvölkerte Dorf Parischiw überall Pilze aus dem Boden: Rotkappen und Maronen, Schmerlinge und Goldröhrlinge, Butter- und Herrenpilze. So viele, so große, so schöne, wie sie Maria und Michailo noch nie gesehen hatten. Die beiden sammelten sie und aßen sie, gebraten oder gesotten, als Suppe oder Ragout, den ganzen Sommer 1986 lang.

»Man hatte uns erklärt, diese Pilze würden strahlen«, erinnert sich Maria Urupa. »Aber das war uns egal. Sie haben köstlich geschmeckt. Und ich lebe immer noch.« Urupas Augen leuchten, eine Katze springt ihr auf den Schoß. 81 Jahre alt ist die Bäuerin, das Alter hat sie klein gemacht, eine winzige Frau mit leichtem Buckel und tiefen Falten. In ihrer Stube ist es düster, an der Wand hängen Ikonen und ein verbleichenes Hochzeitsfoto. Urupa sitzt am Holzofen und erzählt. 30 Jahre ist es her, dass sie und ihr Mann heimlich zurückkehrten in die Todeszone, nach Parischiw, in das Katastrophengebiet um das zerstörte Kernkraftwerk, nur ein paar Wochen nach dem Super-GAU. Und Maria Urupa ist sich sicher: Es war die beste Entscheidung ihres Lebens.

Etwa tausend Menschen sind nach ihrer Vertreibung zurückgekehrt ins Sperrgebiet, illegal. Viele von ihnen waren schon alt, heute wohnen noch etwa 150 *samoseli*, also »eigenmächtige Siedler« in den vereinsamten Dörfern. Die meisten haben nicht mal fließendes Wasser, sie leben von dem, was die zum Teil kontaminierte Natur hergibt. Und doch sind sie hier glücklich.

Der 26. April 1986: Um 1.23 Uhr nachts gerät Reaktorblock 4 des Wladimir-Iljitsch-Lenin-Atomkraftwerks bei einem Experiment außer Kontrolle. Wegen Bedienungs- und Konstruktionsfehlern setzt binnen Sekunden die Kernschmelze ein, das Kühlmittel verdampft schlagartig, der Druck im Behälter vervielfacht sich, zwei Explosionen zerzetzen die tonnenschwere Stahlbetonhülle. Die Hitze steigt auf mehr als 2000 Grad. Die Grafitstäbe, welche die

Kettenreaktion stoppen sollten, fangen Feuer. Der weiß glühende Reaktor speit brennende Trümmer, Asche und radioaktive Gase in die Umwelt; zehn Tage wird es dauern, bis ihn die Liquidatoren, jene Helfer, die von der Sowjetführung nach Tschernobyl geschickt werden, löschen. Viele bezahlen den Einsatz mit ihrem Leben.

Insgesamt gelangt 400-mal mehr radioaktives Material in die Atmosphäre als beim Atombombenabwurf auf Hiroshima. Wolken voller strahlender Partikel bilden sich über Tschernobyl, der Wind trägt sie bis nach Nord- und Mitteleuropa. Dort gehen sie als radioaktiver Regen nieder, versetzen Millionen Menschen in Angst: In Deutschland schließen Behörden Spielplätze und Schwimmbäder, verbrennen Bauern ihre Ernte, hamstern Bürger Milchpulver und Jodtabletten. Mehrere Hundert Familien wandern aus. Und die SPD spricht sich erstmals für den Ausstieg aus der Kernenergie aus.

Evakuierte Kinder aus dem Sperrgebiet wurden als »Glühwürmchen« verhöhnt

Die Nachbarn des Unglücksreaktors erfahren anfangs gar nichts. Die Sowjetführung schweigt. Erst 36 Stunden nach der Kernschmelze evakuiert sie die Stadt Prypjat, die ein paar Fahrminuten nördlich des Reaktors liegt. Am 3. Mai, Tag sieben nach dem GAU, wird die Sperrzone ausgeweitet. Im Umkreis von 30 Kilometern um das Kraftwerk müssen noch mal mehr als 60 000 Menschen ihre Dörfer räumen, darunter auch Maria Urupa und ihr Mann. Busse fahren vor, transportieren die Menschen ab. In drei Tagen könnten sie zurück, versprechen die Uniformierten. Doch dann vergehen Wochen, Monate in der Fremde, und spätestens als viele Entwurzelte in hastig hochgezogene Wohnsilos einquartiert werden, ahnen sie: Ihre Heimat sollen sie nie wiedersuchen.

Detjarki, der Militärposten an der Einfahrt zur 30-Kilometer-Sperrzone. »Zugang VERBOTEN«, steht auf dem Schild vor dem meterhohen Zaun, daneben das rote Strahlenwarzeichen. Ein Uniformierter mit Maschinenpistole patrouilliert, Kontrolleure prüfen Aufenthaltsgenehmigungen und Pässe, öffnen Kofferräume. Schließlich geht die Schranke hoch. Aus Schlaglöchern sprießen Unkraut, Sträucher und ganze Bäume, am Wegesrand verwirren längst geräumte Dörfer.

Die Dächer sind zusammengebrochen, Moos überwuchert die Ziegelsteine, Holzbalken modern ins feuchte Erdrich. Eine Krähe kreist über den

Ruinen, in der Nähe klopft ein Specht. Elche, Seeadler, Wisente und Wölfe leben in dieser Gegend, Uhus, Luchse und Braunbären haben sich wieder angesiedelt, seit die Menschen verschwunden sind. Ein Tierparadies ist die Sperrzone aber nicht: Forscher haben hier nach dem Unglück an einigen Arten Missbildungen und Erbgutschäden nachgewiesen. Muertierte Insekten, Schwalben mit verkümmerten Schwanzfedern und deformierten Schnäbeln.

Die etwa 150 Menschen, die hier noch leben, berichten bislang nicht von auffälligen Krankheiten. Maria Urupa nicht, die in ihrer dunklen Stube sitzt, und auch nicht Hanna Saworotina, die ein paar Kilometer weiter im Dorf Kupovate südöstlich des Reaktors lebt. Aus dem Schornstein ihres hellblauen Hexenhäuschens quillt Rauch. Hühner jagen über den Hof, drinnen duftet es nach warmer Suppe. Hanna Saworotina, 82 Jahre alt, buntes Kopftuch, Faltenrock, schwarze Filzstiefel, kocht gerade Borschtsch. Rote Bete, Zwiebeln, Kartoffeln, Kohl: Alle Zutaten hat sie selbst angebaut. Seit dem Herbst 1986 lebt »Baba Hanna« – Großmutter Hanna, wie sie sich selbst nennt – wieder hier, gemeinsam mit ihrer geistig behinderten Schwester. »Woanders wären wir schon längst gestorben«, sagt sie.

Als sie und ihre Familie in den Bus steigen mussten am 3. Mai 1986, wussten auch sie nichts von dem GAU. Sie wurden in einer Stadt nahe Kiew einquartiert, bei fremden Leuten, die Angst hatten, die Menschen aus Tschernobyl könnten strahlen. Die Soldaten mussten sie zwingen, die Vertriebenen hineinzulassen. In der Hochhauswohnung, die Baba Hanna und ihren Verwandten später zugewiesen wurde, hielten sie es nicht lange aus. Heimlich kehrten sie zurück in ihr Heimatdorf. Ihre Angst, verstrahlt zu werden, verflieg.

»Alles sah aus wie früher, alles roch wie früher, die Luft war so klar wie früher«, erzählt Baba Hanna. Sie beschloss, nie mehr wegzugehen. Und als nach ein paar Tagen Soldaten kamen und die Siedler aufforderten, das Haus zu räumen, sagte Hanna: »Erschießt uns und hebt die Gräber aus. Oder wir bleiben.«

Bis heute stehen in den Ausweisen der *samoseli* andere Wohnorte, denn offiziell leben diese Menschen nicht in der Zone. Doch der ukrainische Staat duldet sie. Er sorgt dafür, dass sie Strom haben, er schickt bisweilen Offizielle vorbei, welche die Strahlung messen, und er zahlt denen, die darauf Anspruch haben, eine Rente aus.

Das Leben im Sperrgebiet wird einsamer. Viele *samoseli* sterben, es gibt keine Busse, und immer

seltener kommt ein Verkaufswagen vorbei, der Salz bringt, Toilettenpapier oder Streichhölzer. Aber ab und zu trifft sich Baba Hanna mit ihren Nachbarinnen, sie verköstigen einander mit eingelegten Gurken und ein paar Gläsern Selbstgebranntem, und dann schwatzen, scherzen und singen sie zusammen.

Baba Hanna bekommt 1500 Griwna Pension im Monat, rund 50 Euro. Jenseits der Sperrzone würde das nicht reichen. Hier aber hat sie ihr Gemüse, ihre Hühner, manchmal bringen Nachbarn selbst gefangene Fische aus dem Prypjat-Fluss vorbei. Angst, das Essen könnte verstrahlt sein, äußert hier niemand – auch wenn Wissenschaftler nachdrücklich davor warnen. Ihr selbst gehe es gut, sagt Baba Hanna. Dass ihre Beine nicht mehr wollen wie früher, sei normal für eine Frau ihres Alters. »Nicht diese Gegend ist verschmutzt, sondern die Städte«, sagt sie. »Hier werden viele Leute sehr alt.«

Heute ist die Verstrahlung Tschernobyls großer Standortvorteil

Das könnte sogar stimmen. Im Schnitt lebten die *samoseli* länger als die Evakuierten, die nicht zurückgekehrt seien, behauptet Valeriy Seida, stellvertretender Direktor des Kraftwerks von Tschernobyl. Belastbare wissenschaftliche Studien dafür gibt es nicht. Fest steht aber: Die Entwurzelten hatten enormen Stress. In ihren neuen Wohnorten wurden sie oft diskriminiert. Kinder aus der Stadt Prypjat wurden von Klassenkameraden als »Glühwürmchen« verhöhnt. Schulen untersagten den Eltern monatelang den Zutritt – aus (unberechtigter) Furcht, sie könnten strahlen. Viele Familien wollten heim in die Zone. Aber nach Prypjat kann niemand mehr zurück.

Man hört den Schneeregen auf Dächer fallen, so still ist es heute in der Geisterstadt. Fichten und Birken sprießen durch den Beton des großen Platzes mit dem Kulturpalast. In Prypjat ist die Sowjetunion konserviert. An den Litfaßsäulen kleben Plakate der KPdSU. Hammer und Sichel krönen überlebensgroß einen Wohnblock, drinnen in den Plattenbauten knirscht Schutt unter den Sohlen. Die Hauptstraßen wurden nach dem Unglück dekontaminiert, tonnenweise wurde der verstrahlte Boden ausgehoben. Verlässt man die gesäuberten Straßen, schlägt der Geigerzähler Alarm, steigt die Radioaktivität um das bis zu 500-Fache. Als der Reaktor glühte, wehte der Wind von Süden, er trug die radioaktiven Partikel gen Norden, auf die Stadt zu.

30-km-Sperrzone



*ukrainischer Teil, β -Strahlung, vor allem Cäsium 137

In den Dörfern, in denen Maria Urupa und Baba Hanna leben, ist es anders. Hier im Osten und Südosten des Reaktors war der Fallout relativ gering. Hauptquellen von Radioaktivität wie das Isotop Jod 131, das allein in der Ukraine mehr als 10 000 Kindern Schilddrüsenkrebs beschert haben dürfte, sind mittlerweile fast komplett zerfallen. Die Leiterin des Kiewer Tschernobyl-Museums sagt, die Strahlung betrage im Schnitt nur noch etwa ein Zweihundertstel der Werte kurz nach dem GAU. »Große Gebiete in der Zone haben heute keine viel höhere externe Strahlenexposition als Bayern«, sagt Peter Jacob, Leiter der deutschen Delegation im UN-Komitee für Strahlungsfolgen, in dem Wissenschaftler aus der

faches höher ist, etwa weil die Liquidatoren dort Maschinen wuschen oder kontaminiertes Material vergruben. Niemand hat diese Orte kartografiert. Und eine besondere Gefahr für die Siedler seien heimische Lebensmittel, sagt Jacob: »Wenn sie sich davon ernähren, insbesondere von Pilzen, Beeren, Wild, ist das Risiko beträchtlich, dass sie intern kontaminiert werden.« Das radioaktive Cäsium 137 etwa reichert sich in Pilzen an. Wie stark die Nahrungsmittel verstrahlt sind, lässt sich nur im Einzelfall feststellen.

Trotzdem glaubt Jacob, Menschen wie Baba Hanna und Maria Urupa hätten das Richtige getan: »Die psychologischen Folgen einer Umsiedlung, wenn die Leute aus ihrem Umfeld gerissen und stig-

mativiert werden, haben einen deutlich nachteiligeren Effekt auf die Gesundheit als die radioaktive Strahlung im beobachteten Ausmaß.«

Nicht nur die *samoseli* sind den Strahlen ausgesetzt. Hunderte Leute pendeln täglich ins Sperrgebiet zur Arbeit. Die Katastrophe verschafft heute rund 7000 Menschen Jobs: Wächtern, Feuerwehrleuten, Technikern, Bauingenieuren. Zwar sind die intakten Tschernobyl-Reaktoren schon seit dem Jahr 2000 abgeschaltet, doch solange die Brennstäbe in den Abklingbecken auskühlen, laufen die Sicherheitseinrichtungen weiter. Noch viele Jahre wird das dauern. Die Verstrahlung ist Tschernobyls großer Standort-

vorzug. 90 Prozent der radioaktiven Abfälle aus der Ukraine sind in der Sperrzone deponiert, sie ist zu einem riesigen Zwischenlager geworden. Atommeiler erzeugen mehr als die Hälfte des ukrainischen Stroms, Tendenz steigend. Wegen des Kriegs im Osten rund um die Kohlenreviere von Donezk haben die fossilen Kraftwerke Probleme mit dem Brennstoffnachschub. Und für erneuerbare Energien fehlt dem Land das Kapital. Angeblich soll die Regierung in Kiew sogar damit liebäugeln, Atomkraft anderer Nationen aufzunehmen, gegen gutes Geld.

Wenige Hundert Meter neben der Unglücksstelle von 1986 bauen Arbeiter eine neue Schutzhülle für den Katastrophenmeiler; der Not-Sarkophag von damals ist einsturzgefährdet. Wie eine gigantische halbierte Tonne sieht die neue Stahlkonstruktion aus: 108 Meter hoch, 257 Meter breit, 15 Millionen Kilo schwer. Sie kostet mehr als zwei Milliarden Euro, bezahlt von internationalen Geldgebern, darunter Deutschland. Im Herbst soll sie fertig sein und dann auf Schienen über den alten Sarkophag gefahren werden.

Bald will die ukrainische Regierung die schwach kontaminierten Teile der Sperrzone unter Naturschutz stellen. Sie erhofft sich davon unter anderem »die Entwicklung eines gewissen Extremtourismus«, so erklärt es ein Beamter des Umweltministeriums. Ein radiologisches Gutachten hat Kiew schon in Auftrag gegeben. Demnach sollen bis zu fünf Tage Aufenthalt in der Sperrzone unbedenklich sein.

Maria Urupa hat die Zone das letzte Mal vor vier Jahren verlassen, als ihr Mann sterbenskrank war. Nach seinem Tod kehrte sie zurück. Ihre Vorfahren liegen ein paar Hundert Meter von der Hütte entfernt auf einem Waldfriedhof. Hier will auch Maria Urupa einmal begraben werden. Aber davor will sie noch ein bisschen leben. Selbstbestimmt. In ihrer Heimat, der Todeszone.

Zum Thema siehe auch **Geschichte, S. 17**: Interview mit der Nobelpreisträgerin Swetlana Alexijewitsch

Das Tschernobyl-Baby

Nach dem GAU wird eine Bewohnerin der Todeszone schwanger. Jahrelang muss sie um ihr Kind kämpfen **VON CLAUD HECKING UND TETIANA IHNATENKO**

Irina* hatte Glück, dass sie der Doktor für einen Tumor hielt, als sie noch im Bauch ihrer Mutter war. Sonst wäre sie vielleicht nie zur Welt gekommen. Irina ist das Tschernobyl-Baby: das erste, einzige und wohl auch letzte Kind, das nach dem GAU im Katastrophengebiet geboren und aufgewachsen ist. Heute ist sie 16 Jahre alt. Die einen sehen in ihr ein Zeichen der Hoffnung, die anderen einen Tabubruch. Ein Kind im verstrahlten Sperrgebiet: Das war immer unvorstellbar.

Bis heute hat Irina nicht mit Journalisten gesprochen, aus Angst, sie werde ihr Stigma niemals los. Ihre Mutter Olga Boiko* aber redet. 1993 kam sie nach Tschernobyl, sie fand dort einen Job als Verkäuferin in einem Laden für Kraftwerksmitarbeiter und quartierte sich in einer verlassenen Kiste am Stadtrand ein. Als sie einige Jahre später, im April 1999, wegen Schmerzen im Unterleib das Krankenhaus aufsuchte, war sie 46 Jahre alt. Diagnose: Myom, Wucherung der Gebärmutter.

Als der vermeintliche Tumor in ihrem Bauch zu treten beginnt, ahnt Olga Boiko, dass sie kein Geschwür im Bauch hat, sondern ein Kind. Aber zum Arzt traut sie sich nicht mehr. Dass im Sperrgebiet Menschen wohnen, damit hatte man sich in der Ukraine abgefunden. Aber ein Neugeborenes, mitten in der Todeszone? Das galt als Skandal. In Westeuropa ließen nach dem GAU in Tschernobyl Tausende schwangere Frauen ihr Kind abtreiben, aus Angst vor Fehlbildungen. Olga Boiko aber brachte ihres zur Welt, um vier Uhr morgens, heimlich, auf einem Tisch in ihrer Hütte. Der Vater des Kindes schnitt die Nabelschnur mit einer Schere durch.

Am übernächsten Tag geht die Mutter wieder arbeiten, ihrem Chef sagt sie nichts. Erst anderthalb Wochen später meldet sie das Kind der Zonenverwaltung. Ärzte untersuchen das Baby: Es ist gesund. Ärger bekommt Olga Boiko trotzdem. »Immer wieder kamen Leute und forderten uns auf, aus der Zone wegzuziehen«, erzählt sie. »Aber ich wusste nicht, wohin.«

Auch ihr Chef setzt die Mutter unter Druck. Irgendwann schlägt er ihr vor, in die Bezirksstadt

außerhalb der Zone zu fahren, um eine Geburtsurkunde erstellen zu lassen. Auf dem Rückweg trifft Olga Boiko zufällig ihren völlig betrunkenen Partner, Irinas Vater. Der sagt, fremde Männer hätten in der Zwischenzeit das Baby entführt, in ein Dorf außerhalb der Zone. Dort findet die Mutter ihr Kind, in einer ungeheizten Hütte, mit Fieber. Auf dem Rückweg schmuggelt sie das Baby unter ihren Kleidern an den Wachposten vorbei.

Die Behörden verbieten der Mutter Interviews, ein Staatsanwalt versucht, den Eltern das Sorgerecht zu entziehen – weil Tschernobyl kein geeigneter Ort sei, um ein Kind großzuziehen. Marias Vater flüchtet sich in Alkohol, die Mutter wehrt sich gegen die Behörden. Schließlich weisen die Richter die Klage ab. Irina bleibt im Sperrgebiet.

So erzählt Olga Boiko ihre Geschichte. Sie hat die Prozessunterlagen gesammelt, zeigt die Geburtsurkunde: Irina Boiko*, geboren am 25. August 1999. Ort: Tschernobyl. Jahrelang ist sie das einzige Kind im Sperrgebiet. Ein verschlossenes, aber freundliches Mädchen sagen Nachbarn. Statt mit Gleichaltrigen habe die Kleine mit Erwachsenen gespielt, mit Katzen und Hunden. Schon mit fünf Jahren habe sie Bücher gelesen. Wie viele illegale Siedler isst sie Gemüse aus dem Garten. Besondere Krankheiten haben Ärzte bei ihr bislang nicht festgestellt. Die Zonenverwaltung äußert sich zurzeit nicht zum Fall.

Als Irina das Schulalter erreicht, wollen die Behörden das Tschernobyl-Kind in eine Sonderschule geben. Die Mutter setzt durch, dass Irina auf eine normale Schule in der Bezirksstadt Iwankiv kommt. Unter der Woche übernachtet sie bei Bekannten. Als Mitschüler erfahren, woher sie kommt, hänseln sie Irina.

Heute ist Irina eine junge Frau. Vergangenen Sommer hat sie die Schule abgeschlossen, als eine der Klassenbesten. Sie besucht nun eine Oberschule in Kiew, Schwerpunkt Wirtschaft. An den Wochenenden fährt sie zu ihrer Mutter, nach Hause. Nach Tschernobyl.

(*Namen von der Redaktion geändert)



ganzen Welt die Auswirkungen radioaktiver Strahlung auf Menschen ergründen. Die natürliche Strahlung in Deutschland liege bei etwa zwei Millisievert pro Jahr, die Belastung in den wenig kontaminierten Teilen des Sperrgebiets betrage vielleicht weitere ein oder zwei Millisievert, sagt Jacob. »Bei einer Dosis von 100 Millisievert steigt die Wahrscheinlichkeit um einen Prozentpunkt, an Krebs zu erkranken.« Etwa 40 Prozent aller Menschen bekämen irgendwann in ihrem Leben Krebs, »bei 100 Millisievert Belastung wächst das Risiko dann auf 41 Prozent.«

Trotzdem ist die Sperrzone gefährlich. Es gibt hier Hotspots, an denen die Strahlung um ein Tausend-

mal so hoch ist wie im Rest der Zone. Einmal nächtigen sie im Containerhotel der Stadt Tschernobyl.

Strahlung Die Journalisten führten auf der gesamten Recherche einen Geigerzähler mit.

Stark radioaktive Orte mieden sie. Die gemessene Gesamtdosis am Ende der Reisetour betrug vier Mikrosievert. Das ist eine ähnliche Belastung wie durch die kosmische Strahlung auf einem Flug von Frankfurt nach Kiew.

HINTER DER GESCHICHTE

Vorbereitung Seit Januar recherchierten die ZEIT-Journalisten über das Sperrgebiet. Sie sprachen unter anderem mit früheren Bewohnern, Liquidatoren sowie Experten und beantragten bei der Zonenverwaltung eine Besuchsgenehmigung.

Umsetzung Insgesamt drei Tage verbrachten die Journalisten in der Zone. Einmal nächtigen sie im Containerhotel der Stadt Tschernobyl.

ANZEIGE

LINKTIPPS

www.zeit.de/linktipps

Accessoires

WENDT & KÜHN FIGUREN
Erzgebirgische Handarbeit®
par excellence
Schön, dass es das noch gibt...
akt. Produkte und Raritäten
www.engel-liebhabershop.de

Auktion

Nächste Woche in der ZEIT
www.zeit.de/reiseauktion
Anbieter: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg

Bildung

ZEIT SCHULERCAMPUS
Für Schüler von 8 bis 18 Jahren!
Lern-ErlebnisKurse
Ferien mit Köpfchen.
040/3280-1095
www.zeit-schulercampus.de/katalog

Essen & Trinken

PIRIN - Gebirgsquellwasser
naturrein & naturbelassen
bei ALNATURA im Regal und
www.pirin-quellwasser.de

Fasten

Dr.Buchinger + Vegan-Basisch
mit Wandern/Yoga/Stressabbau
www.fasteninfos.de

Fernreisen

ANDES AUSTRALES CHILE - REISEN
Dr.R.Hirschfelder
Mit uns Chiles spektakuläre
Naturlandschaften wahrhaftig
erleben. KLEINE GRUPPEN
www.andes-australes.com

Garten

Brokkoli, Mangold, Erbsen
Salate, Neuseeländer-Spinat
www.bio-saatgut.de

Lifestyle

Garten- und Freizeit.de - Ihr Gartenmöbelspezialist
Entdecken Sie beim führenden Online-Shop für Markengartenmöbel neue Loungemöbel, Sitzgruppen oder Grills für den Garten.
www.garten-und-freizeit.de

EXKLUSIVE GARTENMÖBEL
und Sonnenschirme frei Haus.
www.villa-schmidt.de

Gesundheit

Psych./soziale Auffälligkeiten
im Beruf - Kompakt-Seminare
www.gk-quest.de/seminare

ZAHNPFLEGE AUF HOHEM NIVEAU!

Neben hochwertigen Markenprodukten haben wir spez. Artikel für Zahnersatz u. Implantate
www.zahnputzladen.de

Hobby & Freizeit

Prak-TISCH für Modellbahn Dioramen und Modellbau
modular - erweiterbar,
zehntausendfach bewährt
superpreisgünstig!
www.prak-tisch.com

Internet

Hilfreiche Tipps im Netz!
von A bis Z unter
www.zeit.de/linktipps

Reiseangebote ab 50% unter Listenpreis.

www.zeit.de/reiseauktion
Anbieter: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg

Online Shopping

arche SCHUH BIDU
Sommer! Sonne! Sandalen!
Die NEUE KOLLEKTION ist da!!!!!!
"Schöne Konfortschuhe in vielen Farben!"
Damenschuhe von Arche
www.arche-schuhe.com

Möbel

mocoba...das genial-regal aus der kleinen box...
mocoba ist individualität neu definiert, einfachheit und qualität die begeistert, mocoba stecken sie einfach nur zusammen und verändern es ganz nach ihrem bedarf. mocoba ist enorm vielfältig, ob eckregal oder raumteiler, als welle oder rund, weiss, bunt, ihr mocoba definieren sie. lassen sie sich begeistern auf:
www.mocoba.com

10% Rabatt
auf alle Online-Bestellungen der Rubrik »Garten und Balkon« mit Code Zeit41 bis 4.05.2016
z.B. Klappstuhl"FLOR" € 118,-
Octopus Handels GmbH
Lehmweg 10b, 20251 Hamburg
Gratis-Katalog: 040 - 4201100
www.octopus-hamburg.com

Mode
SCHÖNE MODE AUS NATURFASERN
Ökologisch - Modisch - Fair
www.maas-natur.de

Musikinstrumente
Feine KLANGGESTALTUNG
für Flügell und Klaviere
www.pianocandle.de

Verlage

Wissen zum Hören: Geschichte, Literatur, Philosophie
bei www.auditorium-maximum.de

Versandhandel

Bequeme Unterwäsche auch für Menschen in Heim und Pflege
www.HERMKO.de

Weine & Spirituosen

9 - GENERATIONEN WEINBAU
Weingut Adam Müller Leimen
www.weingut-adam-mueller.de

DIE Online Weinhandlung

für charakterstarke Weine.
www.bio-wein-online.com

Ilse & Christine

Wein u. Heuriger in der Wachau
www.mazza.at

KÖSTLICHES AUS DEM SÜDEN

mediterrane Weine u. Feinkost
www.bodega-andaluz.com

MIRABELLENBRAND DLG GOLD

aus biol. Streuobstbau
www.bremerei-baumgaertner.de

WEINE & FEINKOST

Clos Mogador, Öl & Essig, Arganöl
La Tienda Mönchengladbach
www.la-tienda.de

Wein-Einkauf bei den besten

ital. Kellereien über die
www.wein-autobahn.de

Wohnen

HELFEN SIE VÖGEL RETTEN!
Unsichtbare Vogelschutzfolie
www.vogelglas.de

Kontakt für Anzeigenkunden

030 / 260 68 530
TVM GmbH, Ihr Ansprechpartner für Beratung und Verkauf.

Sport & Freizeit

Segelnachrichten
von Seglern für Segler

web&sail
www.webandsail.de

Exklusiv-Auktion

- **Startpreis: Ab 50% unter Listenpreis**
- **Laufzeit: Nur 10 Tage!**
- **Steigern Sie mit! Ab heute unter:**

ZEIT.DE/AUKTION

Bioweinpaket-vom ältesten Weingut der Welt?

Anno 862 schenkte König Lothar II. den Hof dem Kloster Stavelot, der Keimzelle des gleichnamigen Städtchens im heutigen Belgien. Nach fast 1000 Jahren im Besitz der Abtei, erwarb 1805 der letzte Hofmann des Klostergutes, ein Vorfahr der Familie Klein, das Anwesen vom französischen Staat. Seitdem bewirtschaftet die Familie das Weingut. Fast 80% unserer 9,5 Hektar großen Weinbergfläche ist mit Riesling bepflanzt, der in besten Schiefersteillagen des Moseltals gedeiht. Durch die ökologische Bearbeitung der Weinberge und schonende und sorgfältige Vinifikation entstehen rassige, klar-fruchtige Weine zum Verlieben. Für Weinfreunde, die sich intensiver für das Weingut interessieren, bieten wir komfortable, liebevoll eingerichtete Gästezimmer und Ferienapartments an. Im Paket befinden sich je 3 Flaschen von
2014 Magnus Riesling trocken (Silber beim internationalen Bioweinpreis)
2014 Riesling 862 von alten Reben trocken (Beste trockenere Rieslinge unter 15 € im Gault Millau Weinguide 2016)
2014 Paradies Riesling feinherb (Best of Bio Wine 2015)
2014 Kröv Letterlay Kabinett feinherb (Gold beim internationalen Bioweinpreis)
Weitere Informationen gibt's unter: www.staffelter-hof.de

Startpreis: **60,00 €** Stückzahl: **6** Online-ID: **2277**

Ladenpreis: **120,00 €**



Anbieter: Weingut Staffelter Hof
www.staffelter-hof.de

Fehlt Ihnen jemand?

Jetzt Kontaktanzeige aufgeben unter zeit.de/kennenlernen.
040/3280-5366



zeit.de/kennenlernen **DIE ZEIT**